



Stade de France bei Paris: 32 000 Tonnen sinnlos verbauter Stahl

MYR MURAIET / DER SPIEGEL

Draußen vor der Tür

Frankreich Das Stade de France ist das Energiezentrum der EM, es liegt in der Pariser Vorstadt Saint-Denis, verschrien für Armut, Gewalt, Islamisten. Stimmt diese Karikatur? Von Ullrich Fichtner



Ein zierlicher Turm bekrönt das Rathaus von Saint-Denis, Luc Fauchois besorgt die Schlüssel zu einer schmalen Wendeltreppe, die ganz hinaufführt, er ist ein sportlicher Stadthistoriker mit ansteckend guter Laune, der böse Schlagzeilen über seine Heimatstadt einfach weglacht. „Molenbeek an der Seine“, ruft er, „also das war nun wirklich der Gipfel!“ Begeistert steigt er durch den Dachstuhl, tritt hinaus auf einen gefährlich schmalen Balkon und beginnt, unbeirrt von der schwindelnden Höhe, über die Etappen der Altstadtsanierung seit 1970 zu dozieren. Es ist nur völlig unmöglich, ihm zu folgen. Der Ausblick ist zu überwältigend.

Fein und doch wuchtig steht die Kathedrale von Saint-Denis in direkter Nachbarschaft, ein Stück Weltkulturerbe mit tiefen Wurzeln in der Zeit, Geburtsstätte der Gotik, Grabeskirche der Könige Frankreichs. Hinter dem Prachtbau streckt sich, Richtung Paris, der obszön große Park der Ehrenlegion, von Napoleon angelegt, für die Öffentlichkeit größtenteils noch immer gesperrt, und dahinter liegt groß, fremd, störend: das Stade de France. Nicht gotisch, aber auch geheiligt seit dem 12. Juli 1998, als sich hier das Wunder eines Weltmeis-

tertitels an Frankreich vollzog, 3:0 gegen Brasilien. Zwei Tore durch Zinédine Zidane. Ein Spiel für die Ewigkeit.

Luc Fauchois zeichnet mit schnellen Händen die Stadtgrenzen von Saint-Denis ins Panorama. „Da, der Hochhausriegel, das ist schon Aubervilliers, und hier – nein, warten Sie! Der Riegel gehört noch zu Saint-Denis, und bei den dunklen Gebäuden, weiter links, sehen Sie, da beginnt Paris.“ Die Wahrheit ist, dass hier draußen alle Grenzen längst verschwommen sind. Paris und seine Peripherie, das ganze Konglomerat aus Metropole und dem „Banlieue“ genannten Rand, ist für den Fremden ein unlesbarer Raum, bewohnt von sieben, acht Millionen Menschen.

Vom Turm aus malt sich nach Südwesten hin der Pariser Hochhaus-Cluster von La Défense in den Dunst, weiter östlich steckt der weißgraue Tempel von Sacré-Cœur wie eine Süßigkeit auf dem Gipfel des Montmartre. Insgesamt liegt in der Luft hier draußen eine beglückende Ahnung von Paris im Großen und Ganzen, von „Grand Paris“ mitsamt seinem Kranz aus vorgelagerten Städten.

„Jetzt schauen wir doch mal“, sagt Luc Fauchois geschäftig, „ob der gute Didier heute da ist.“ Es geht die Wendeltreppe wieder hinab, dann im Aufzug hinunter auf die Beletage, dort drückt Fauchois, als

wäre er bei sich zu Hause, zwei schwere Polstertüren auf, hinter denen sich eine große Amtsstube öffnet, tapeziert mit Kulturplakaten bis unter die hohe Stuckdecke. Darunter, am Telefon, Didier, Nachname Paillard, er ist der Bürgermeister hier, ein großer, fleischiger Mann in festlich schwarzem Dienstanzug, ein alter Kommunist.

Es ist kurz nach elf am vorletzten Freitag vor der Europameisterschaft. Paillard schüttelt routiniert die Hände, tauscht ein paar codierte Scherze mit seinem Freund Fauchois, macht dann lustige Augen und fragt: „Also, wollt ihr einen Kaffee oder einen Weißwein?“

Weißwein. Paillard verschwindet durch eine Polstertür in ein Nebenzimmer und kehrt mit Flasche und Gläsern zurück, beim Tun und Reden unablässig unterbrochen von seinem Mobiltelefon. Ehe er vor zwölf Jahren Bürgermeister wurde, war er schon 21 Jahre lang geschäftsführender Vizebürgermeister, er ist der gelernte Chef dieser Stadt, ursprünglich ein Chemiestarbeiter, Jahrgang 1954, niemand macht ihm in Sachen Saint-Denis etwas vor.

Seine Mutter, eine Bretonin, floh nach dem Krieg vor der Armut auf dem Land nach Paris und landete in Saint-Denis wie so viele vor und nach ihr. „Porte de Paris“ heißt der am nächsten gelegene Knoten, der zur Pariser Ringautobahn führt, genau

das war diese Vorstadt zu allen Zeiten für alle Zuwanderer: das Tor zur Stadt oder wenigstens ein Fuß in der Tür nach Paris.

Nach den Bretonen kamen Spanier, dann Italiener, dann Araber, die Nordafrikaner, viele Algerier, viele aus der Kabylei, dann Schwarzafrikaner von südlich der Sahara, zuletzt wieder Osteuropäer. „Hier kann jeder sein Leben in die Hand nehmen“, sagt Paillard, „deshalb kommen die Leute. Und sie sind willkommen.“

Natürlich kann man sein Leben hier auch gewaltig verpfuschen, auch dafür ist Saint-Denis berüchtigt. Der Name und die Departement-Nummer 93 stehen in Frankreich noch immer, immer wieder synonym für Armut, für Verbrechen, für schlechte Nachrichten, alte Versäumnisse, neuen Ärger. Heute ist es der Islamismus, gestern waren es die wochenlangen Unruhen, der Jugendaufstand, der 2005 in den Ausnahmezustand führte. Es war Paillards erstes Jahr im Amt, und wenn er es damals nicht längst gewusst hat, so musste er lernen, dass es zu seinen Hauptaufgaben gehören würde, gegen festsitzende Stereotype, Vorurteile, gegen falsche Etiketten anzukämpfen. In den Tagen vor der EM hat er wieder so ein Problem auf dem Tisch.

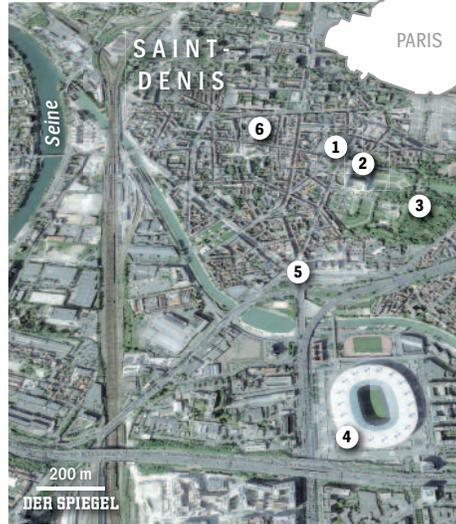
Das Wochenendmagazin der Zeitung „Le Figaro“ hat Saint-Denis auf den Titel gehoben, das Heft zeigt ein Foto mit der Fassade der Kathedrale, davor die gepixelten Gesichter schwarz verhüllter Frauen, dazu die Textzeile „Molenbeek-sur-Seine“, Molenbeek an der Seine. „Ich hab gedacht, ich spinne“, sagt Paillard. „Ich auch“, sagt Fauchois. Aber so stand es da.

Im Text wurde von Hasspredigern in Moscheen berichtet, von fortschreitender Radikalisierung der Muslime in Saint-Denis, von immer neuen Läden im Stadtbild, wo die fromme Muslimin ihre Schleier, Tschadors, Burkas finden könne. Bürgermeister Paillard und sein Freund Fauchois wollen an eine bestellte Hinrichtung glauben, jedenfalls an einen billigen Versuch, mit steilen Thesen Auflage zu machen.

Der Bürgermeister wischt auf seinem Telefon E-Mails des Präfekten herbei, die bestätigen, dass es in der Stadt auch nicht mehr Gefährder gebe als anderswo. Aber natürlich ist Saint-Denis, Paillard weiß es am besten, kein idyllischer Flecken Erde.

Wenn Frankreich nervös ist wegen dieses Fußballturniers, dann gehört Saint-Denis zweifellos zu seinen größten Sorgen. Hier draußen begann die Terrornacht des 13. November, hier sprengte sich der erste Selbstmordattentäter in die Luft, direkt am Stade de France. Und fünf Tage später stand wieder Saint-Denis im weltweiten Fokus, als nur 300 Meter Luftlinie vom Rathaus entfernt der Drahtzieher des Massenmords, Abdelhamid Abaoud, in einer Wohnung an der Rue du Corbillon aufgestöbert und getötet wurde.

SAINT-DENIS  Karten-ausschnitt



- | | |
|---------------------------|--------------------|
| 1 Rathaus von Saint-Denis | 4 Stade de France |
| 2 Kathedrale | 5 Porte de Paris |
| 3 Park der Ehrenlegion | 6 Rue du Corbillon |

Spaziergänge durch das weithin verkehrsberuhigte Zentrum lassen einen schnell in einen berausenden Karneval der Kulturen geraten. Afrikanische Friseur, arabische Schlachter, asiatische Masseuse haben ihre Läden hier, auch Schleiermoden gibt es reichlich, es heißt, dass in Saint-Denis Menschen aus 135 Nationen lebten. Unter ihnen zweifellos auch Gestalten, denen die Buntheit nicht passt oder die sich am Rahmen westlicher Ordnung stören. Es gehen charismatische alte Männer herum, mitten in der Stadt wie Beduinen bekleidet. Auch junge Männer zeigen sich in Aufmachungen, die in eine

Wüste gehören und nicht in eine Stadt. Nicht wenige Frauen sind, bis auf das Gesicht, verhüllt, und es sind mehr, als es der tapfere Lokalpatriot Luc Fauchois wahrhaben will. Und

doch, ein Molenbeek wird nicht daraus, das Etikett ist Unsinn. Wer Molenbeek sagt, meint eine Staatsmacht, die die Kontrolle verloren hat, die sich im Wirrwarr der Zuständigkeiten verzettelt und rechtsfreie Räume hilflos zulässt. Davon kann in Saint-Denis, und auch anderswo in Frankreich, nicht die Rede sein.

Das Rathaus muss sich trotzdem mit den Molenbeek-Thesen herumschlagen, die verschütten, was es an Gutem gibt. Dass Saint-Denis eine große Universität hat, dass der Regisseur Luc Besson in alten Fabrikhallen ein Kulturzentrum rund um den Film gegründet hat. Dass Saint-Denis die Heimat vieler Konzerne ist, dass der Telefonriese SFR hier sitzt, die Zentrale der Bahn, die Forschungsabteilung des Energiekonzerns Engie, all das ist unbekannt, weil es nicht ins lange eingebaute, finstere Bild der Banlieue passt.

Wenn aber im Stadion drüben Frankreich gegen Algerien oder Tunesien antritt und ein paar Rabauken sich einen Spaß daraus machen, die Marseillaise auszupfeifen, dann wird schnell eine nationale Debatte daraus. Dann gehört das Stadion gefühlt wieder nicht mehr zu Paris, sondern ganz zu Saint-Denis, zu einer als fremd und feindlich empfundenen Banlieue, zu einer Gesellschaft draußen vor der Tür.

So saugt Paris immer alle Energie, alle Aufmerksamkeit, alle Liebe, alles Geld ins eigene Zentrum ab. Selbst die Kathedrale von Saint-Denis, ein Kirchenbau, mindestens so beeindruckend wie Notre-Dame, historisch womöglich bedeutender, zieht jährlich gerade 155 000 Besucher an, während Notre-Dame, 25 Minuten mit der Metro entfernt, mehr als 13 Millionen zählt.

Und das Stadion? „Ist die größte Niederlage meines Lebens“, sagt Yves Lion, ein wacher 70-Jähriger mit schöner Stimme, geboren in Casablanca, ein bedeutender Stadtplaner und Architekt, nicht immer unumstritten, vielfach preisgekrönt, ein Neuerer. Lion war Gastprofessor in Wien, als ihn zu Beginn der Neunzigerjahre der Ruf erreichte, an einem Masterplan für ein neues Nationalstadion Frankreichs und die umgebende Stadtlandschaft mitzuarbeiten. Danach lief im Wesentlichen alles schief.

„Für die Kommunalpolitiker war das Stadion das Ziel“, sagt Lion, „für uns war es nur ein Anfang.“ Lion erzählt von seinen Erfahrungen in einem Büro seiner Firma am entgegengesetzten Ende von Paris, Montparnasse. Er und seine Kollegen sahen im Stadion nur die Keimzelle eines neuen, lebendigen Stadtviertels, eine

Please go



... weil die Briten (im Norden jedenfalls) mit Herz gefüllten Schafsmagen essen.

... because, haggis.





Bürgermeister Paillard, Jugendliche aus Saint-Denis: „Hier kann jeder sein Leben in die Hand nehmen“

Sportarena als Fixpunkt städtischen Lebens, wie in Barcelona, wie in Madrid, wie in manchen englischen Städten. Sie träumten von einem Stadion, das die Grenze zwischen Paris und Saint-Denis völlig zum Verschwinden brächte.

Dazu kam es nicht. Die lokalen Politiker, nicht nur aus Saint-Denis, auch aus den anderen Randgemeinden, reisten zwar leutselig zu Ortsterminen nach Barcelona, zogen aus den Erfahrungen dort aber keine oder nur falsche Schlüsse. Und auch an Paris selbst scheiterten die schönen Pläne, weil die Hauptstadt ihre Selbstverliebtheit nicht hinterfragen wollte und es bis heute nicht will. Es herrscht eine Logik des Innen und Außen, ein Denken in Hierarchien, und so, sagt Yves Lion, „ist das Stade de France im Niemandsland einfach vergessen worden“.

Dort steht es herum seit nunmehr 19 Jahren, ein Ort, der an mehr als 300 Tagen im Jahr praktisch ungenutzt dahindämmert. Kleine Besuchergruppen verlieren sich in den gewaltigen Anlagen, Kindergeburtstage mit Besichtigung der Umkleidekabinen finden statt, viel mehr Leben ist nicht.

Die Massen kommen an den 10, 15 Tagen im Jahr, wenn sich Beyoncé oder Céline Dion oder der in Frankreich noch immer weltberühmte Johnny Hallyday die Ehre geben. Wenn die Rugby- und Fußballteams hier ihre Meister und Pokalsieger ausmachen oder wenn „Ben Hur“ gegeben wird, mit viel Musik und noch mehr Pferd.

An allen anderen Tagen ziehen einsame Jogger ihre Runden auf der öden Stadionplatte, um die herum ansonsten kaum Stadt aufgeführt wird. Es gibt einen Heimwerkermarkt, ein Kino, ein Hotel und ein paar Großrestaurants, die sich zur Zeit der

Mittagspausen mit Büromenschen von jenseits der Autobahn füllen.

Das Stadion liegt in einem großen Irgendwo-Irgendwie, aus stadtplanerischer Sicht sind es 32 000 Tonnen sinnlos verbauter Beton, verteilt auf 17 Hektar Brachfläche. Beeindruckend nur, wie schnell das Bauwerk damals stand. Gerade zweieinhalb Jahre dauerten die Arbeiten, bis die Arena im November 1997 pünktlich fertig war, man fragt sich aus heutiger Sicht, ob Frankreich zu einer solchen Anstrengung noch instande wäre.

Aber es hilft nichts, wer auf den Autobahnen unterwegs ist, nimmt die Arena nur wie ein in räumiger Stadtlandschaft variiertes Raumschiff wahr. Wer sich dem Stade de France von Westen nähert, erlebt die Gegend als steriles Büroviertel, in dem zu den Stoßzeiten geputzte Angestellte zwischen ihren Schreibtischen und den Stationen der S-Bahn hin- und hereilen.

Wer aus Südosten kommt, von der Porte de la Villette, nimmt den kilometerlangen Boulevard Félix Faure, wo sich gewaltige Depots für Baumaterialien an immense Schrotthalden reihen. Es ist ein uferloses Gewerbegebiet entlang des Canal Saint-Denis, wo in großer Zahl ständig die Hilfsarbeiter hungern in der Hoffnung, als Tagelöhner unterzukommen.

Die Gegend hier draußen, es ist noch zu spüren, gehörte einst zu den größten Industrieballungen Europas. Das Stade de France steht auf der Fläche einer alten Kokerei, die in einer von Fabriken zersiedelten Landschaft lag, vollgestellt mit Gasometern, umringt noch in den Sechzigerjahren von Hüttendörfern, die als Slums korrekt bezeichnet waren. An ihrer Stelle entstanden bald die anonymen Wohnstäd-

te mit ihren Mietskasernen, die heute als Problem gelten. Aber damals waren sie der Fortschritt selbst.

Didier Paillard erzählt davon, er ist der letzte Kommunist, der in Frankreich noch eine größere Stadt regieren darf, 110 000 Einwohner hat Saint-Denis. Dass Paillard über die heilige Kathedrale und die Gebeine von 74 katholischen Königen und Königinnen wacht, dass die jährlichen Gedenkfeiern der übrig gebliebenen Bourbonen und sonstiger Hochadelsfamilien zu seinen Pflichtterminen gehören, wirkt wie das Drehbuch für einen satirischen Film. „Widersprüche gehören zum Leben“, sagt Paillard, „jedenfalls zu meinem.“

Die Europameisterschaft hat in seinem Rathaus viel Kraft gebunden. Ein Sonderstab arbeitet schon seit Jahren an dieser EM, in den Wochen vor dem Eröffnungsspiel hagelte es Sitzungen mit dem Präfekten, mit Polizeibehörden, Verkehrsbetrieben, Katastrophenschutz, Gesundheitsdiensten. Man ärgerte sich mit Abgesandten der Uefa herum, die wie immer einen zweiten Zaun um die ohnehin umzäunten Stadien haben wollten. Das Labyrinth aus Parkhäusern unter dem Stade de France war ein Problem, sicherheitstechnisch. Aber am Ende fühlten sich alle gut gerüstet, trotz „Molenbeek an der Seine“, trotz Streiks, trotz Hochwasser, trotz allem.

Und nun wird Fußball gespielt, im Stade de France, siebenmal in den kommenden vier Wochen, das Finale ist für den 10. Juli angesetzt, in Saint-Denis. Wenn die Franzosen das Endspiel erreichten, täte das allen hier gut. Es würde vor allem bedeuten, dass vier Wochen lang alles gut gegangen wäre, in Saint-Denis, in Paris, in Frankreich, wo das Leben gerade nicht so leicht ist, wie es eigentlich sein sollte. ■